19. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 238

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(41. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Sie schwieg, nahm ihre Handarbeit auf, machte ein paar Stiche, ließ sie in den Schoß zurücksinken, strich sie über dem Knie glatt mit ganz langsamen Bewegungen. „Schade," sagte sie dann, „ich glaube, Axel würde sich sicher gefreut haben."

*

An dem Abend lag Anna noch lange wach. Sonst hatte sie einen gesunden Schlaf. Ihr war das Wachliegen fremd, bei dem die Gedanken gingen und kamen, die Erinnerungen sich mit Hoffnungen zu einem bunten Gewirr mischten, die Zukunft bald ganz froh und licht, bald zum Weinen dunkel erschien, Schlösser im Monde sich aufbauten und wieder zusammensanken zwischen Tag und Traum.

Von Südwesten her stieß der Wind hart gegen das Haus; er rüttelte an den Jalousien, daß sie gegen die Scheiben schlugen. Vom Knie und der Charlottenburger Chaussee her blies er die Großstadtgeräusche in die stille Josephinenstraße hinein. Anna hörte, wie dann und wann eine Autohupe aufheulte. Das riß sie wieder und wieder aus den ersten Ansätzen zum Schlaf.

Neben ihr atmete Carla ganz ruhig und gleichmäßig. Tief schlief die Schwester. Sorglos. Glückssicher. Anna kannte dieses Kommen und Gehen des Atems, ein vertrautes Geräusch war es ihr. Aber heute störte es sie in seiner Gleichmäßigkeit. Sollte sie es nun die ganze Nacht hören, auf und nieder, auf und nieder, ohne Pause, ewig . . .

Sie sehnte sich nach Schlaf. Aber die Gedanken wanderten. Zu Carlas Bild gingen sie. Damals hatte auch der erste Schnee gelegen, als Carla Tag für Tag zum Atelier hinübergegangen war. Manchmal vormittags, manchmal nachmittags. Vorher hatte sie hier am Spiegel gesessen und sich das Haar geordnet: nicht so glatt aus der Stirn gestrichen, wie sie es jetzt trug; gescheitelt hatte sie es und in leichte Wellen gelegt. Und einmal hatte sie gesagt: „Ich könnte dich fast um deine natürlichen Locken beneiden, Kleines!"

Ja, „Kleines", hatte sie gesagt. Natürlich: Kleines. Das war sie, und das blieb sie. Aschenbrödel, Dickchen vielleicht auch. Wie es gerade kam.

Und Hermann hatte sie gemalt, sie, die Große. O, sie kannte das Bild. Jawohl, es war gut, es war so richtig: die sieghafte Carla. Sehr aufrecht, sehr schön. Ein schwerer Barockrahmen würde ihm prächtig stehen. Und Axel würde sich freuen. Sicher würde er sich freuen.

Wieder klang draußen eine Hupe. Auf die andere Seite legte sich Anna, schob sich die Kissen neu zurecht, daß sie ihren Kopf auf eine kühle Stelle legen konnte. Das tat gut.

Wo war das Bild jetzt? Noch immer drüben in Hermanns Atelier. Wo er abends saß. Wo das Licht brannte, oft bis tief in die Nacht hinein. Da hing das Bild. Wie lange sollte es dort noch hängen? Wie lange sollte Hermann es noch ansehen? Und wenn er es ansah, mußte er sich nicht von neuem verlieben in die schöne Schwester, in die stolze Carla? War das nicht selbstverständlich? Was war sie daneben, sie: die Kleine, das Dickchen, die Aenne? Hin und her wälzte sich Anna. Wo blieb der gütige Schlaf? Wie heiß die Kissen waren.

Warum malte Hermann nicht mehr? Warum hatte er es gerade jetzt aufgegeben? Warum konnte sie ihm nicht auch sitzen? Schön mußte das sein. Auf einem Podium thronte sie, etwas erhöht; und er stand vor ihr und sah sie an. Immer wieder sah er sie an. Und sie ihn. Er trat vor und zurück, mischte die Farben, probierte, mischte wieder, „du kannst den Kopf ruhig ein bissel höher nehmen, Aenne. Und lachen kannst du auch. So! lach doch 'mal, Aenne." Und er lachte — wahrhaftig, er lachte sie an. „Tuuuuut— tuuuuut", brüllte das Auto.

Anna schreckte auf. Sie lauschte. Alles war still, nur die Jalousien klapperten. Und Carlas Atem ging.

Gewiß, das Bild würde sich gut machen über dem Schreibtisch. Er war eigentlich das hübscheste Weihnachtsgeschenk, das Carla Axel aufbauen konnte. Aber Carla hatte schon recht, sie konnte Hermann unmöglich um das Bild bitten. Sie selbst nicht. Aber wenn sie es nun gern haben wollte, wenn es ihr Freude machte? Ein Wort würde ja bei Hermann genügen, dann würde er es ihr überlassen. Und dann ging es nach Golmitz. Da hingen schon so viele schöne Frauenporträts, all die Gräfinnen Falkenberg, in Rokokokleidern, in Empiregewändern, in Biedermeiertracht, mit weiter Krinoline die Urgroßmutter und Großmutter mit tiefen Schnebbentaillen und den Bändchen, Fältchen und Rüschchen der achtziger Jahre. Mamas Bild würde hinkommen, wie es unten in Papas Zimmer hing — zwei Jahre vor dem Kriege hatte sie sich malen lassen in großer Hoftoilette und Kurschleppe. Und später kam dann Ruth hinzu — die wurde ja auch eine Falkenberg. Merkwürdig eigentlich — die Ruth, daß sie nun nach Golmitz kam. Wie sie sich wohl malen ließe? In den kurzen Kleidchen, die jetzt Mode waren, paßte sie doch gar nicht zu den andern stolzen Falkenberg-Frauen.

Die Ruth — natürlich, daß sie erst jetzt auf den

Gedanken kam: die Ruth konnte es Hermann doch sagen. Sie konnte ihn um das Bild bitten. Das war doch das einfachste.

Mit dem Gedanken schlief Anna endlich ein. Und mit dem Gedanken wachte sie am nächsten Morgen auch wieder auf. Froh machte sie der Gedanke. Noch heute abend wollte sie Ruth bitten, und dann Carla das Bild bringen. Wie würde sich Carla freuen. Alles mußte heimlich gemacht werden, ganz plötzlich mußte das Bild da sein. So eine rechte große Ueberraschung, so eine Weihnachtsvorfreude. Vorfreuden waren immer die besten.

Unruhig, ungeduldig war Anna den ganzen Tag. Am späten Nachmittag stand sie wieder am Fenster und wartete, bis das Zimmersche Auto zurückkam, sah, wie der Geheimrat und Hermann ausstiegen. Ja, auch ihn würde sie heute noch sprechen — ihn. Aber dann hatte sie beim Abendbrot eine Enttäuschung, Christof war nicht da. „Er ist schon zu Zimmers herübergegangen," berichtete Carla. An die Möglichkeit hatte Anna gar nicht gedacht. Aber dann half es nichts, sie mußte es Ruth eben in seiner Gegenwart sagen.

Heimlich drückte sie sich nach Tisch aus dem Haus. Nur daß sie sich in der Garderobe einen Mantel um die Schultern warf und ein Spitzentuch übers Haar band.

Draußen stiebte wieder der Schnee. Sie lief am Zaun, wo gefegt war, entlang zum Zimmerschen Hause. Oben bei Tante Lucie war Licht und unten bei Onkel Paul im Arbeitszimmer; und seitlich fiel ein breiter Strahlenkegel durch das weiße Flockengestöber aus Hermanns Atelier.

Bretthauer öffnete.

„Ist das gnädige Fräulein da, Bretthauer?"

„Jawohl, Komteß, mit dem Herrn Grafen oben bei Frau Geheimrat."

Mantel und Schal nahm Anna ab und reichte sie dem Diener.

„Ich gehe allein hinauf, Bretthauer, ich weiß ja Bescheid."

Die Treppe stieg sie empor, eilig den ersten Absatz, langsam den zweiten. Dann blieb sie stehen, horchte: aus Tante Lucies Zimmer klang helles Lachen und dann schnelle Sätze, erst Ruths Stimme, dann die vom Eulchen. Also großer Kreis. Da sprach auch Christof. Und wieder scholl das Lachen.

Ein paar Schritt gegen die Tür tat Anna, zögerte. Im großen Kreis konnte sie es doch nicht sagen, vor Tante Lucie, vorm Eulchen — nein. Und plötzlich fühlte sie, wie ihr Herz schneller schlug. Ein wenig krauste sie die Stirn, zog die Unterlippe ein und nahm sie zwischen die Zahnreihen. Noch war sie unentschlossen, schwankend. „Unsinn," sagte sie halblaut, „warum denn nicht."

Sie drehte sich um und ging mit schnellen Schritten den Flur hinunter, am Laboratorium vorbei und legte die Hand auf die Türklinke zum Atelier. Wieder zögerte sie, wieder standen die Falten auf der Stirn, wieder nagte sie an der Lippe. Dann aber nickte sie kurz zwei-, dreimal. Das machte ihr selber Mut. Sie öffnete.

Hermann sprang von seinem Sitz am Arbeitstisch auf. Die Zigarette warf er mit schneller Bewegung in den Aschenbecher.

„Du, Aenne, wie nett." Er streckte ihr die Hand entgegen, kameradschaftlich, gar nicht erstaunt. „War niemand unten?"

Sein ungezwungener Ton gab ihr Sicherheit. „Doch, Bretthauer hat mir aufgemacht. Und die andern sitzen drüben bei deiner Mutter. Aber sie machten mir zu viel Lärm . . ."

Er lachte. „Das kann ich verstehen. Christof und Ruth gehören nicht zu den Leisen. Die müssen immer toben. Das war früher auch schon so."

Anna war an den Tisch getreten. Sie sah auf die Zeichnung. Da war er gleich bei der Hand. „Das wird dir Spaß machen, Aenne, du bist ja schon orientiert. Siehst du, hier habe ich das große Portal der Maschinenhalle noch einmal geändert. Wir sprachen ja neulich schon davon. Es fiel dir ja auch auf, daß es unharmonisch in der Front stand. Es sieht immer so einfach aus: glatter Betonbau, eine Linie wie die andere, und muß doch sein abgestimmt werden."

Von der Seite blickte sie zu ihm auf. „Du hast es jetzt etwas niedriger gehalten."

„Richtig."

„Aber du — die leere Fläche darüber ist nicht schön."

„Sehr richtig, ich war auch eben dabei, sie zu füllen."

Er zog sich seinen Stuhl wieder heran und setzte sich. „So denke ich mir das etwa." Der Stift fuhr über das Papier.

(Schluß folgt.)

Rockefeller und der Zeitungsjunge

Die Geschichte eines guten Rats.

Lange bevor Mister John D. Rockefeller über neunzig Jahre zählte und den Ehrgeiz besaß, vermittels einer sorgsam ausgeklügelten Lebensweise und sonstiger entsprechender Maßnahmen den Rekord des Hundert-Jahre-alt-werdens zu erreichen, kam einmal ein halbwüchsiger Bursche zu dem Mann „mit dem steinernen Gesicht", der damals — die Geschichte spielt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — zwar noch nicht der weltbeherrschende Oelkönig, jedoch im besten Zuge war, sich allmählich hierzu aufzuschwingen. Der junge Franklin G., ein geweckter Zeitungsjunge, dem kaum ein paar armselige Cents in der Tasche klimperten, hegte die Ansicht, daß eine Unterstützung oder Empfehlung des mächtigen Mannes für sein Fortkommen von größtem Wert sein müßte — und so hatte er es nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten durchgesetzt, John D. Rockefeller in seinem Privatbüro persönlich zu sprechen.

Er erzählte dem Oelkönig vieles von dem harten Leben, das er, dem alle Angehörigen früh gestorben waren, ganz auf sich selbst gestellt, zu führen gezwungen war, und bat Rockefeller schließlich, ihm zu einem kleinen Anlagekapital zu verhelfen, mit dem er einen Altkleiderhandel, von dem er sich gute Erfolge versprach, eröffnen wollte. Der Mann „mit dem steinernen Gesicht" hörte den Bittsteller schweigend an, betrachtete ihn forschend mit seinen scharfen, stahlgrauen Augen und erklärte schließlich kurz und bündig, er denke nicht daran, auch nur die kleinste Summe Geldes zu opfern — aber einen guten Rat — den könne er allenfalls geben.

„Und der wäre?" erkundigte sich Franklin G. gespannt.

„Wir alle haben klein anfangen müssen und kein Mensch zeigte sich jemals bereit, uns irgendwie zu unterstützen!" erklärte John D. Rockefeller trocken. „Ein Beamter von mir hatte in jenen Jahren auch einmal die Absicht, einen Altkleiderladen zu eröffnen. Er besaß jedoch keinen Cent — nichts als einen alten und bereits völlig zerrissenen Anzug.

Mit diesem angetan ging er zu verschiedenen, in der Stadt als wohltätig bekannten Leuten und bat sie flehentlich um das eine oder andere Kleidungsstück zur Ergänzung seiner Garderobe. Er erhielt auch wirklich da einen Rock, dort eine Hose und anderswo wieder eine Weste geschenkt — und als er alle reicheren Leute des Ortes aufgesucht hatte, begab er sich in die nächste größere Stadt, um dort seine Bettelfahrt von neuem zu beginnen. Er setzte die Sache so lange frt, bis er ein ansehnliches Lager von getragenen, aber noch mehr oder minder gut erhaltenen Kleidungsstücken beisammen hatte und begann damit seinen Altkleiderhandel."

Franklin G. hörte aufmerksam zu, dachte eine Sekunde nach und erhob sich dann: „Ich danke Ihnen, Mister Rockefeller, für Ihren guten Rat und werde versuchen, ihn mir zunutze zu machen!" meinte er und verließ das Zimmer.

Schon nach einer guten Stunde erschien er wieder. Er hatte diesmal einen äußerst schäbigen und ausgefransten Rock an und ersuchte Mister Rockefeller mit der ernstesten Miene von der Welt, er möchte seiner Freundlichkeit die Krone aufsetzen und ihm einen noch einigermaßen brauchbaren Rock schenken. Der Mann „mit dem steinernen Gesicht" verzog ein wenig die Lippen, was man bei ihm als ein belustigtes Lächeln deuten konnte, warf einen raschen Blick auf seinen tadellosen Ausgehrock, der an einem Nagel an der Wand hing, überlegte — und zog dann mit raschem Entschluß seinen bereits ziemlich schäbigen Bürorock aus, den er dem gelehrigen Jungen überreichte. Franklin G. bedankte sich hierauf vielmals und verschwand — diesmal auf Nimmerwiedersehen.

Gegend Abend begab sich Mister John D. Rockefeller heim in seine Wohnung. Nachdem er dort gespeist hatte, fragte ihn sein Bedienter beiläufig, ob der Gehrockanzug, der am Vormittag in's Büro gesandt worden sei, der richtige gewesen wäre.

„Welcher Gehrockanzug?" erkundigte sich der Oelkönig erstaunt.

„Nun, der Herr habe doch vormittags einen Jungen mit dem alten Gehrockanzug nach der Wohnung gesandt mit dem Auftrage, dafür einen der neuen Gehrockanzüge dem Boten zu übergeben, der denselben ins Büro bringen solle," erklärte der Diener beflissen.

Einen Augenblick sah der Mann „mit dem steinernen Gesicht" ziemlich verständnislos drein — dann aber verzog er wieder ein wenig die Lippen, nickte dem Diener zu: „Es ist gut," und brummte halblaut vor sich hin: „So ein junger Gauner! Wenn der so fortmacht, wird er es noch weit bringen!"

Und der alte John D. Rockefeller hat recht behalten; Franklin G. brachte es im Leben in der Tat noch ziemlich weit. Er blieb nicht lange beim Altkleiderhandel, sondern gründete schon etliche Jahre später ein Bankhaus, das sich aus kleinsten Anfängen zu einem gewaltigen Unternehmen entwickelte und das — der Name tut nichts zur Sache — auch heute noch eines der allerersten Bankhäuser New Yorks ist, dessen Geschäfte eine ausschlaggebende Rolle in der Geldwirtschaft der Vereinigten Staaten und damit der gesamten Welt spielen.

S. D.-H.

Der Brautwerber

Von **Erik Bertelsen**

Peter Jung war Junggeselle, trotzdem er sich immer gewünscht hatte, recht früh zu heiraten. Mädchen genug hatte es zwar gegeben, die nach seinem Geschmack waren und auch ihn gerne mochten, denn er sah ganz gut aus und hatte eine kleine Besitzung.

Aber — es fehlte ihm die Redegewandtheit. Besonders Frauen gegenüber war er schüchtern. Es war ihm unmöglich, zu freien. Jedesmal, wenn er soweit war, blieben ihm die Worte im Halse stecken. Und sonderbarerweise war ihm nie eines der Mädchen zu Hilfe gekommen.

Nun war er über 40 Jahre alt. Man rechnete ihn bereits zu den älteren Männern. Wollte er überhaupt noch heiraten, war es höchste Zeit.

Den Nachbarhof bewirtschaftete eine junge Witwe. Sie gefiel Peter sehr, und auch ihr Hof war nicht zu verachten. Er war schöner als sein eigener, konnte es wenigstens unter richtiger Leitung bald werden, da er außerordentlich guten Boden hatte. Eine Frau allein verstand natürlich nicht genug davon.

*

Es war Sonntag vormittag, als Peter Jung alle diese Gedanken durch den Kopf gingen. Und er beschloß, daß er noch heute als Freier zu der Witwe hinüberfahren mußte. Nur — wie kam er davon, ohne daß seine alte Mutter ihn fragte, wohin er wolle? Und — kam er dann unverrichteter Sache zurück — nein, so ging es nicht! Da kam ihm ein Gedanke. Sein Knecht Steffen konnte gut reden und wirkte außerdem vertrauenerweckend. Ob er nicht ihn als Fürsprecher schickte?

Peter ging sofort in den Stall, wo Steffen die Pferde striegelte. Er arbeitete flink. Gut gelaunt, meinte Peter:

„Die sind aber fein blank heute. Man könnte beinahe glauben, sie müßten den Brautwagen ziehen. Ja, ja, man kann nie wissen, wie schnell man zum Heiraten kommt."

„Jedenfalls muß man erst ein Mädchen haben," lachte Steffen.

„Richtig," antwortete Peter. „Kennst du eigentlich die Elvira drüben in Lanrup — die junge Witwe? Was hältst du von ihr? Wäre sie nicht eine gute Partie?"

„Das kann man nicht abstreiten."

„Was meinst du, Steffen — ob du nicht mal hinüberreitest und fragst, wie sie darüber denkt? Du könntest ja damit anfangen, ob sie nicht ein Fohlen zu verkaufen hätte. Und so nach und nach kannst du dann die Sprache auf andere Dinge bringen. Es ist doch ein Jammer, daß ihr Hof nicht gut genug bewirtschaftet wird."

Steffen sah nachdenklich aus: „Ob man es versucht?"

„Natürlich! Es kann dir ja nicht mehr passieren, als ein „Nein" von ihr. Ich finde, du solltest sofort hinreiten. Du pflegst dich ja gut ausdrücken zu können. Bringst du sie dazu, „ja" zu sagen, bekommst du von mir ein Sparkassenbuch mit 500 Kronen, die ich dir zugedacht habe."

Steffen stutzte: „Das ist zuviel des Guten!"

„Nein, Steffen. Das ist schon richtig so. Ich bin immer mit dir zufrieden gewesen und will dir gerne weiter helfen. Aber — reden wir nicht so viel. Gehe noch am Vormittag. Wenn es auch seine Vorteile hat, Junggeselle zu sein, eine Frau zu haben ist auch nicht schlecht. Und sie nimmt bestimmt nicht den ersten besten Mann auf ihren schönen Hof. Aber versuch es einmal bei ihr."

„Mut habe ich," sagte Steffen. „Aber — wenn sie nun ja sagt —, was wird dann hier auf dem Hof?"

„Da kümmere dich nicht weiter drum. Mach, daß du fortkommst, und ist es nötig, dann bleibe ruhig den ganzen Tag über weg. Ich fände es ärgerlich, wenn ein anderer sie fortschnappte. Und falls du es fertig bringst, daß die Hochzeit bald stattfindet, dann kannst du dich darauf verlassen, daß ich dich niemals vergesse."

Steffen zog in seinem feinsten Staat ab. Peter sah ihm kummervoll nach. Immerhin war es ein gewagtes Unternehmen. Mißglückte es, erzählte sicherlich Elvira überall davon. Und dann wäre es für Peter unangenehmer, als wäre er selber dort gewesen . . .

Nach Tisch ging Peter weit hinaus auf seine Felder. Und ihm wurde ganz wunderlich zumute, wenn er daran dachte, daß er vielleicht alles bald verlassen müßte. Leicht würde ihm das nicht werden. Fast bedauerte er, Steffen gesandt zu haben. Ob er bald wiederkam? Unruhig spähte Peter in Richtung von Lanrup. Was ging dort drüben wohl vor sich? Ob Elvira nett war? Oder wurde sie böse auf Steffen? Sagte sie ja, wäre das doch ganz schön.

Die Stunden vergingen. Immerzu sah er hinüber auf den Weg nach Lanrup. Niemand war zu sehen. Die Schatten wurden länger. Der Abend kam. Und Peter setzte sich in den Garten und wartete.

Endlich, spät am Abend, hörte er ein vergnügtes Pfeifen von der Landstraße. Peter lief auf den pfeifenden Mann zu: „Bist du es, Steffen? Wie ging es aus?"

„Großartig," antwortete Steffen. „Sie hatte gar nichts dagegen, sich wieder zu verheiraten."

„Was sagte sie? Wie war's denn?"

„Sachte, sachte. Wir wollen uns lieber an den Grabenrand setzen, während ich erzähle."

Und Steffen erzählte:
„Also ich kam und fragte, ob sie ein Fohlen zu verkaufen hätte. Und das hätte sie. Aber über den Preis konnten wir uns nicht einigen."
„Fabelhaft — du bist ja ein richtiger Diplomat."
„Vielleicht. Also ich bekam sie dazu, daß sie mir ihre ganze Besitzung und alles, was dazu gehörte, zeigte."
„Ist es nicht ein wunderschöner Hof?"
„Ja. Und das sagte ich ihr auch. ‚Aber — hier fehlt ein Mann,' sagte ich auch zu ihr."
„Ha, ha. Und was antwortete sie?"
„Wenig. Sie dachte nach und meinte: ‚Männer gibt es genug, aber es ist ein großer Unterschied, wie sie sind."
„Sagtest du nicht, daß du einen Mann für sie wüßtest, der der richtige sei?"
„Noch nicht. Aber sie bat mich zu Tisch. Und am Nachmittag sagte ich wieder: ‚Hier fehlt ein Mann. Sie sollte darüber nachdenken.' ‚Ich habe nachgedacht,' sagte sie. Und ehe ich mir's versah, umarmte sie mich und küßte mich."
Peter sprang wie gestochen auf. „Dich?! Dich küßte sie? Das ist doch eine Lüge!"
„Nein. Wen sollte sie denn sonst küssen?"
„Mich, mich!! Für mich solltest du anfragen, ob sie mich haben wolle!"
Steffen stand auf nud sagte ruhig und überlegen: „Das hättest du etwas deutlicher sagen müssen. Ich dachte, ich selber sollte sie freien."
„Ja, glaubst du denn, dafür bekämst du ein Sparkassenbuch?"
„Nein. Das kam mir ja komisch vor. Aber nun ist es zu spät, darüber zu reden. Das Sparkassenbuch kannst du gern behalten. Sie ist ja nicht gerade arm. Und wir heiraten bald."
„Bald? Bist du wahnsinnig, Mann? Na, du kannst dich darauf verlassen, daß ich dich nicht vergessen werde!"
Das sagte er in etwas anderem Tonfall, als am Vormittag. Aber schließlich verging auch sein Zorn, und als die Hochzeit war, fuhr er selber das Brautpaar mit seinen schönen Pferden zur Kirche.
(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Karin Reitz.)

Altpreußische Anekdoten

Das geistliche Schneiderlein

Im Jahre 1646 hatte der Große Kurfürst seinen Hofprediger Stosch mit einer Kirchenvisitation betraut, bei welcher er durch das ganze Land reisen mußte, um Nachrichten über den Zustand der Kirchen einzuziehen. Hierbei zeigte es sich, daß zu Ende des Dreißigjährigen Krieges viele Gemeinden gar keine Prediger besaßen und daß bei anderen irgendein Handwerker das geistliche Amt übernommen hatte.

Hierüber war Stosch entrüstet. Er setzte die unbefugten Prediger ohne weiteres ab, so auch einen Schneider, der in einem Dorfe sich bereits seit längerer Zeit als Geistlicher betätigt hatte.

Die Dorfgemeinde war jedoch mit dieser Absetzung keineswegs zufrieden, denn ihr Seelsorger hatte ihrem geistlichen Bedürfnis Genüge geleistet, und da sie keinen anderen Prediger besaß, so wünschte sie, daß der Schneider nach wie vor Trauungen, Taufen und andere Amtshandlungen vollziehe. Sie forderten ihn daher auf, den Anordnungen des Hofpredigers zu trotzen — und der Schneider fand sich hierzu gern bereit.

Doch kaum hatte Stosch von der Widersetzlichkeit des Schneiderpredigers gehört, so brachte er die Angelegenheit vor den Großen Kurfürsten und er erklärte entrüstet, unmöglich dürfe der Schneider noch ferner Prediger sein, da dieser gar keine Kenntnis von geistlichen Handlungen haben könne. Friedrich Wilhelm ließ den Schneider holen und dieser widerstritt dann die Auffassung des Herrn Hofpredigers und erbot sich, in Gegenwart Seiner Kurfürstlichen Gnaden seine Geschicklichkeit zu jeglicher geistlichen Handlung zu beweisen.

Der Schneider mag wohl ein drolliger Patron gewesen sein, der es verstand, den Kurfürsten in gute Laune zu versetzen, denn Friedrich Wilhelm ging auf seine Verteidigung ein und forderte ihn auf, zu zeigen, wie er die Heilige Taufe vollziehe. Das war gewiß ein schweres Stück Arbeit, aber es brachte den Meister von Nadel und Faden nicht in Verlegenheit, er forderte Wasser und ein Kind, denn ohne ein solches könne er nicht taufen.

Das Wasser wurde gebracht, das Kind aber war nicht zu haben und nun gab der Hofprediger sein Käpplein, damit dieses die Stelle des Kindes vertrete. Sofort stellte sich der Schneider mit gewichtiger Miene dem Kurfürsten gegenüber, machte dem Hohen Herrn eine tiefe Verbeugung, goß eine Hand voll Wasser über das Käpplein und sprach in salbungsvollem Tone:

„Auf Befehl meines gnädigsten Kurfürsten und Herren und weil es der Herr Stoschius so haben will, taufe ich dich, Käpplein, daß du sollst Käpplein heißen und bleiben, so lande ein Stückchen an dir ist."

Und zu seinem Hofprediger, der mit gemischten Gefühlen seine vollkommen durchnäßte Kopfbedeckung wieder in Empfang nahm, meinte der herzlich lachende Kurfürst:

„Laßt mir fortan den Kerl unvexieret, Stoschie, er ist gescheiter als Ihr!"

Der königliche Geheime Kamin-Rath

Im Jahre 1736 erschien in Berlin ein gewisser Eckard, der aus Bernburg gebürtig war und nach einem Gewährsmann aus jener Zeit „vordem bei einem Wunderdoktor als Pickelhering gedienet haben und von seinem Brotherrn das Branntweinbrennen erlernet haben soll".

Besagter Eckard bat beim Könige um Audienz und bot Friedrich Wilhelm I. eine Erfindung zur Ersparnis von Holz, die in der Verbesserung von Feueressen bestehen sollte, an. Der sparsame Monarch war höchst erfreut, ernannte den Eckard sofort zum königlichen Ofen-Doktor und Geheimen Kamin-Rath, nahm ihn in Dienst und schickte ihn nach Magdeburg, um die Erfindung bei den dortigen Brauereien in Anwendung zu bringen.

Der Umbau der Essen bewährte sich aber nicht, indes kam Eckard mit einem neuen Vorschlag, durch den der Ertrag der königlichen Brauereien bedeutend erhöht werden könnte. Dieses Projekt ging dahin, das Bier um ein Viertel schwächer als bisher einzubrauen und den Preis um ein Viertel zu erhöhen, sowie für jedes Dorf ein bestimmtes Quantum, das unbedingt abgenommen werden mußte, auszusetzen. Ein derartiges Verfahren nannte man damals „Plusmacherei".

Naturgemäß erhob sich ein Entrüstungssturm dagegen, jedoch der König bestimmte, die „Eckardsche Erfindung" einzuführen. Als nun die Kammer untertänigst ihre großen Bedenken äußerte, ging ihr folgende königliche Resolution zu:

„Die hochwohllöbliche Kammer wird ersucht, das Raisonniren einzustellen und den ehrlichen Eckard ungeschoren zu lassen oder Wir werden kommen und das Kammerpräsidium mit einem guten Prügel einmahl selbst übernehmen."

Diesem Schreiben war eine königliche Handzeichnung hinzugefügt. Sie stellte einen Galgen mit einem Gehängten vor und hätte die Unterschrift:

„Der Churmärkischen Kammer wohlverdiente Belohnung."

In welchem Grade der königliche Ofen-Doktor und Geheime Kamin-Rath des Herrschers Gunst besaß, zeigt, daß ihm der König im Jahre 1737 ein Palais bestimmte und der Akademie der Wissenschaften den Auftrag erteilte, eine Inschrift mit den Worten: „Dies ist die Belohnung für treue Dienste" zu entwerfen. Aber die Worte sollten „zierlich gesetzet sein nach den Regeln der Kunst".

Entweder blieben nun die Vorschläge der Akademie aus oder sie hatten dem Monarchen nicht genügt, jedenfalls faßte Friedrich Wilhelm schließlich die Inschrift selbst ab, und sie lautete nun:

„So wird Treue belohnt."

Als sie dann zu Beginn des Jahres 1739 am Eckardschen Palais angebracht worden war, fand sich am folgenden Morgen bereits eine Verschönerung in Gestalt eines Galgen — der aber sogleich wieder entfernt wurde, vor.

Eckard hat übrigens nie sein Palais bezogen, denn als er sich zu diesem Vorhaben anschickte, starb sein hoher Gönner und dessen Thronfolger — Friedrich II. — schenkte das Gebäude sofort dem Geheimen Rat v. Bode.

Fröhliche Ecke

Die lieben Verwandten.

„Passen denn die jungen Verlobten gut zueinander?"
„Ich glaube ja — seine Verwandten sagten nämlich, das arme junge Mädchen!' und ihre Verwandten sagen ‚der arme junge Mann!' . . ."

Es ist traurig.

Flügel trifft seinen Freund, den Schriftsteller, und fragt ihn: „Nun, wie steht's mit deinem neuen Roman? Hast du ihn fertigbekommen?"
„Jawohl!" sagte der Schriftsteller.
„Wie ist denn der Schluß geworden, fröhlich oder traurig?"
„Traurig — mein Verleger wollte den Roman nicht annehmen!"